

# Winterabende

Autor(en): **Blum, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **47 (1943-1944)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666494>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# WINTERABENDE

Acht tiefe Glockenschläge verklingen über dem Dorf. Alle Lampen verlöschen.

Ich klettere auf ein Schemelchen und hänge einen schwarzen Vorhang über mein einziges Stubenfenster. Und nehme wieder für einen langen, schönen Abend Abschied von der Außenwelt. Mein kleines, liebes Stübchen mit seinen Büchern und Bildern wird zum trauten Kerker, und keine Lichter, keine Töne dringen von außen herein. Ich bin nun ganz „bei mir selber“. Über meinem Arbeitstisch strahlt eine schlichte Lampe. Ich habe ihren Pergamentschirm mit Heilkräutern bemalt, mit Augentrost, Ehrenpreis, Himmelschlüssel, Tausendgülden. Farblich leuchten sie auf, von innen erhellt, diese gesegneten Kinder des Sommers. Ich habe sie hinübergerettet in stille Winterabende; nun blühen sie mir im Schein einer künstlichen Sonne weiter. Und der einfache Pergamentschirm wird zur magischen Wunderlampe. Da denke ich oft an Fausts Worte:

„Ach, wenn in unsrer stillen Zelle,  
Die Lampe freundlich wieder brennt,  
Dann wird's in unserm Busen helle,  
Im Herzen, das sich selber kennt.  
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,  
Und Hoffnung wieder an zu blühen,  
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,  
Ach, nach des Lebens Quelle hin!“

Meine Gedanken wandern den Bächen, den Quellen des Lebens nach...

Ich weiß, daß rings um mein kleines Häuslein ein ganzer Erdteil versinkt in der Finsternis einer verdunkelten Winternacht. Am Himmel aber erstrahlen unzählbare goldene Sterne, und diese heiligen Lichter verhängt keine menschliche Kriegsordnung. Nur Gott allein hüllt manchmal seine milden Lampen in ein graues Nebeltuch, wenn er müde geworden ist, die Greuel auf Erden zu beglänzen. Doch hinter den Nebelschleiern brennen die lebendigen Gestirne fort und fort, wie es uns Goethe verkündet:

„Die unbegreiflich hohen Werke  
Sind herrlich wie am ersten Tag!“

Unter den schützenden Dächern breiter Bauernhäuser feiern jetzt viele ländliche Menschen ihren

wohlverdienten Feierabend. Eltern, Großeltern und Kinder, Knechte und Mägde, sie alle pflegen trauliche Gemeinschaft am großen Familientisch. Und aus gar vielen Lampen fällt das helle Licht auf blonde und braune Köpfe nieder, bald aus altmodischen, blauglänzenden Milchgläsern mit irisierendem Widerschein, bald aus kindlich-bemalten Porzellanglocken mit grünen Glasperlenkränzen. Ja, sogar aus roten Seidenschirmen fließt bengalisches Purpurlicht über manches zwilchene Tuch, während andernorts schmucklose Emailteller einen Abglanz schenken. Und nur ganz selten ist es noch eine gemütliche Petroleumlampe aus Großvaters Zeiten, die ihren geheimnisvoll-goldenen Kreis über das Tischblatt zaubert, dieweil Wände und Winkel des Zimmers in Schwärze verharren. Alle die ländlichen Menschen aber — mögen sie nun unter blauen Milchgläsern, grünen Glasperlenkränzen oder roten Seidenschirmen versammelt sein — sie tragen in ihren Herzen dieselbe stille Dankbarkeit für die Ruhe solcher winterlicher Abende. Nach langen, erschöpfenden Monaten strengster Feldarbeit wird ihnen endlich eine friedvolle Pause gewährt, ein behagliches Sitzen in der warmen, getäfelten Stube, wo die Katzen im Sofawinkel schnurren und der Großvater auf der „Kunst“ noch vor dem Insbettgehen sein schnarchendes Vorschläfchen tut. Dann qualmen die Pfeifen der Männer, dann rascheln die Seiten eines Anzeigers, klappern die Stricknadeln der Weibervölker, seufzen die Schulkinder über ihren Schiefertafeln: „Dreimal zwölf ist achtundzwanzig“. Manchmal lärmt auch noch ein Radio in einer Ecke — aber niemand hört zu, was es verkündet, und der Großvater schnarcht ruhig weiter, sogar, wenn Meister und Knecht über ihrer Zeitung ins heftige Politisieren kommen, wenn die Hausfrau polternd die Strumpflügel fallen läßt und die ledigen Töchter lachend einen schüchternen Freier verspotten, der nicht weiß, „wo er den Kratten abstellen will.“ Nein, der Großvater hört und sieht von allem nichts! Er hat den ganzen Nachmittag Weizenkernen in die uralten Malterssäcke abgefüllt und nachher zur Mühle gebracht mit



dem Bennenwagen — jetzt schläft er müde und mit dem besten Gewissen den Schlaf des Gerechten. Er erwacht erst, wenn die Hausfrau den Weinkrug neben die „Chriesisäcke“ ins Ofenloch stellt und die Magd die Zünfteller mit den duftenden Speckscheiben aufträgt . . .

O, diese Quellen des Lebens mit ihren Speckscheiben, „Chriesisäcken“, tobakenden Mannen, strickenden Müttern, lichernden Töchtern, lernenden Kindern — wie freundlich rieseln sie doch durchs bäuerliche Menschenland. In ihren Ufern blüht das schlichte Vergißmeinnicht der Idylle.

Ich sehe es nicht nur mit den Augen meiner Phantasie, dieses Vergißmeinnicht! Mitunter breche ich aus meinem Kerker aus und verschwinde im Nachbarhaus zur Linken oder zur Rechten. Und dann werden mir unverhofft die blauen Sterne der ländlichen Lebensquellen zu einem Stück Bauernbrot und einer Schnitte Schweinefleisch, und ich darf mehr, als nur ihren Duft einatmen! Auch das volle Weinglas, das der Herr Nachbar mir kredenzt, verschmähe ich nicht. Ich führe es mir innig — meinetwegen

innerlich! — zu Gemüte. Und angeregt lehre ich durch die kohlschwarze Finsternis wieder nach Hause. Diesmal zünde ich mir aber nicht mehr die Heilkräutlein-Lampe an, sondern eine schöne weiße Kerze. Denn es ist Festzeit, und ich will von Zeit zu Zeit ein Tannenzweiglein verbrennen und Weihnachtsdüfte atmen. Wie feierlich wird mir da immer zumute! Alle Fröhlichkeit verwandelt sich in Ernsthaftigkeit. Die Quellen des Lebens, die vorhin noch in Form einer sehr faßlichen Materie in meinem Magen verschwanden, sie verlagern sich wiederum in geistige Regionen. Mich dürstet nach den klaren Wassern der Wahrheit und der Schönheit, und bald fällt mein Weihnachtslichtlein auf das aufgeschlagene Buch eines Predigers oder Dichters. Wie denn auch Novalis sagt, daß im Reiche der Wahrheit und der Schönheit Prediger und Dichter eins sein müssen — oder Goethe in einem weitem Sinne deutet: Wir alle, die wir ganze Menschen sein wollen, brauchen beide Quellen des Lebens, die stofflichen und die geistigen, nämlich die Bausteine des Himmels und der Erde.

Ruth Blum.

## LE *bal* BEAUDOUIN

*Eine Geschichte zur Fastnachtzeit von Julius Mosen*

Mein Vater, begann Leclerc zu erzählen, ist ein reicher Seidenhändler in Paris, ich und meine Schwester Lucie sind seine einzigen Kinder, die Mutter haben wir in den ersten Jahren unsrer Kindheit verloren, der Vater hat sich nicht wieder verheiratet. Ich wurde im väterlichen Hause, meine Schwester im Kloster erzogen. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht, doch hatte ein Student der Medizin, Robert Lesailles, Gelegenheit gefunden, sich ihr bekannt zu machen und einen Liebeshandel mit ihr anzuspinnen. Ihre Liebe mochte in der schönsten Blüte stehen, als mein Vater sie aus dem Kloster nahm und mit einem alten, reichen Geschäftsfreund verlobte. All ihr Bitten, sie nicht zu dieser Verbindung zu zwingen, all ihr Jammern, ihr noch Zeit zu gönnen, rührte nicht sein Herz. Deine Mutter, war die einzige

Antwort, hatte vor ihrer Verheiratung mit mir gleiche Grillen, und doch sind wir miteinander glücklich geworden; denn sieh, liebes Kind, ein Ehestand, welcher sich auf Vermögen gründet, ist ein Haus, das guten Grund hat, es fällt nicht leicht ein. Nach der Fastenzeit sollte die Hochzeit sein. Wohl denn, sagte meine Schwester zu mir, so gehört der Karneval noch mein. Ich mußte ihr versprechen, heimlich sie auf den bal Beaudouin zu führen. Es war Aschermittwoch, und viele Hunderte Stenstehler liefen gegen Abend auf den Boulevards herum mit transparenten Ankündigungen: Le bal Beaudouin! Ich war einer der ersten, welche die Kette bei dem Billettverkaufe machten, und konnte schon abends acht Uhr meiner Schwester Lucie hinter dem Rücken unsres Vaters die beiden Billette zeigen. Um elf Uhr küßte der